

Rekonstruktion der Moderne

Die Balassa Villa von János Beutum

Die Debatten über die Legitimität der Rekonstruktion historischer Gebäude werden in Deutschland nach wie vor heftig und hoch emotionalisiert geführt. In Ungarn gibt es solche scharfe Auseinandersetzungen nicht. Zerstörung geschah oft durch Vernachlässigung auf Grund fehlender Wertschätzung des architektonischen Erbes. Daher muss die Frage der Rekonstruktion dort in einen anderen Kontext gestellt werden, denn sie ist wichtiger Bestandteil einer kritischen Geschichtsaufarbeitung.

90 Jahre Bauhaus geben Anlass, die kollektive Geschichtsschreibung und das architektonische Erbe dieser einflussreichen Schule neu zu hinterfragen. So auch den wechselseitigen Einfluss zwischen der Architekturlehre des Bauhauses und den osteuropäischen Bewegungen der Moderne.

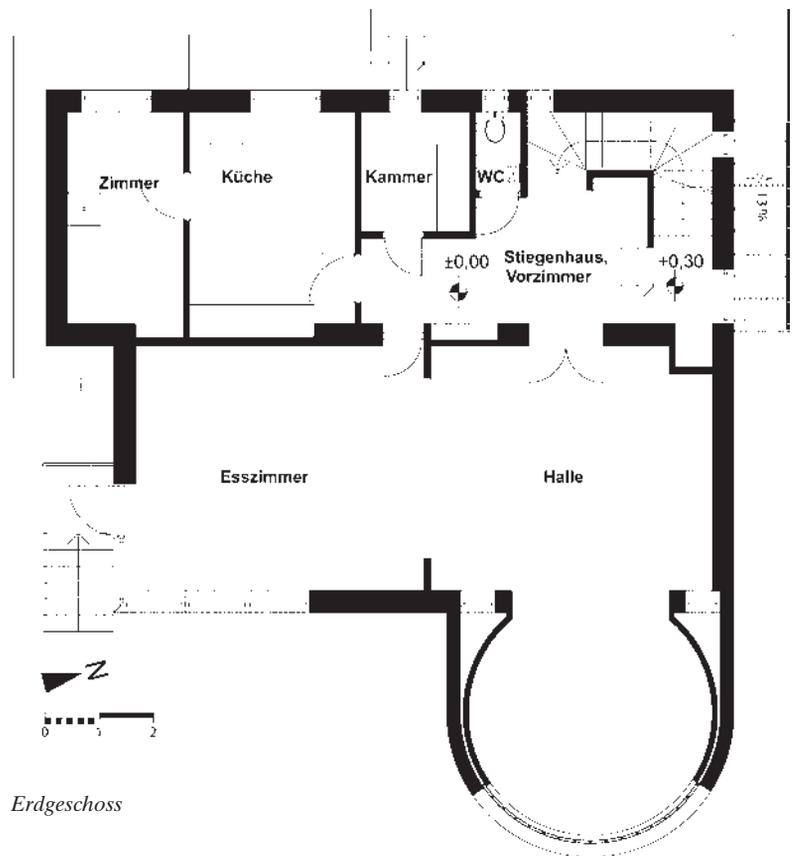
In diesem Kontext kommt die Rekonstruktion der Balassa Villa in der Fodor utca, einer Straße in einer Villengegend Budapests, einer Wiederentdeckung gleich. Die Architekten Ákos Pfemeter, Margaréta Mészáros und Ágoston Szőke von Pfemeter and Partners stellten nach intensiver Recherche das Einfami-

lienhaus nach den Originalplänen in seinem ursprünglichen Zustand von 1935 wieder her.

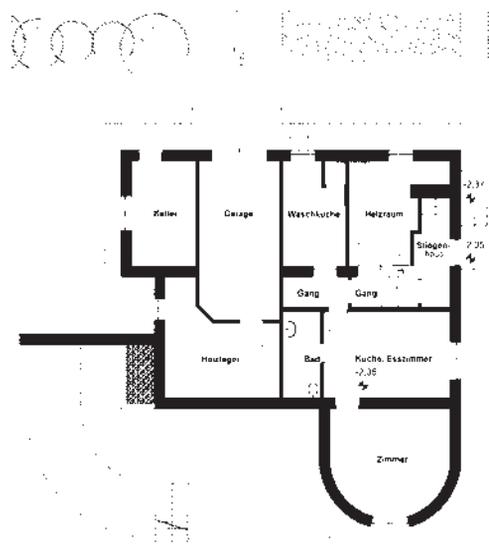
Von dem ungarischen Architekten János Beutum entworfen und von Ferenc Somló ausgeführt, zählt das Gebäude zu den Pionieren einer neuen Ära ungarischer Baukunst. Ende der 20er Jahre kehrten viele Architekten, die ihr Studium am Bauhaus oder an anderen westeuropäischen Architekturschulen absolviert hatten, nach Ungarn zurück und brachten die Ideen und die Lehre der Moderne ins Land. Wichtige Vertreter des Bauhauses in Ungarn waren Lajos Kozma, Farkas Molnár, László Lauber, István Nyiri und Jozsef Fisher. Zu internationaler Bekanntheit gelangten Mitglieder des Bauhauses wie László Moholy-Nagy, György Képes oder Marcel Breuer. Das einsetzende Horthy-Regime und die spätere Diktatur eines „sozialen Realismus“ in der Architektur durch die kommunistische Regierung zwang viele Architekturschaffende in die Emigration. Beutums berufliche Karriere fand mit der Verstaatlichung seines Architekturbüros nach dem Zweiten Weltkrieg ein Ende.



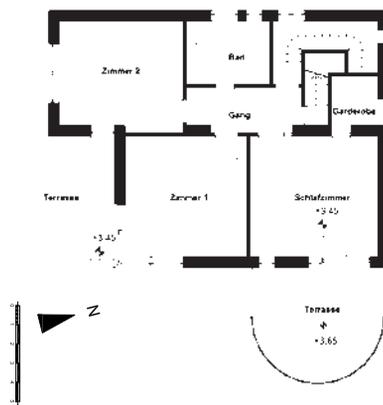
Außenansicht



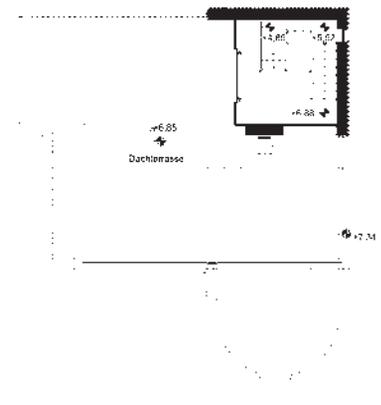
Erdgeschoss



Untergeschoss



Obergeschoss



Dachgeschoss



Das Eckfenster im Esszimmer lässt sich ...



... über eine Schiene komplett öffnen.



Esszimmer mit geöffneter Ecke. Fotos: Ágoston Szóke

Die Reihe bedeutender Gebäude der Moderne, die bis in die späten 40er Jahre trotz einer starken nationalistischen und traditionalistischen Bewegung entstanden, muss langsam erst wiederentdeckt werden. Dazu gehört auch die 1932 von 22 Architekten nach dem Vorbild der Werkbund-siedlungen errichtete Wohnhausanlage in der Napraforgó utca in Budapest.

Die Balassa Villa ist ein mehrstöckiger Bau in Hanglage mit einem weiten Blick über die Stadt. Im Untergeschoss sind Garage und Hausmeisterwohnung untergebracht. Im Erdgeschoss erschließt ein vom Vorzimmer ausgehender Treppenaufgang das erste Geschoss. Küche, Esszimmer und das als „Halle“ bezeichnete Wohnzimmer befinden sich im Erdgeschoss. Im ersten Stock sind das Kinderzimmer, Bad und zwei Schlafzimmer untergebracht, die beide Zugang zu der dazwischenliegenden Garderobe haben. Jedes Stockwerk verfügt über einen Außenraum – wahlweise Garten, Terrasse, Balkon oder Dachterrasse.

Die Orientierung der Fenster und Wohnräume richtet sich in Süd-Ost-Richtung zur Stadt. Ausgeprägte Funktionalität wird zum formgebenden Element der Innenräume: Die in Form eines Viertelkreises angelegten Fensterelemente des Wohnzimmers lassen sich beiderseits vollständig in Wandschlitze verschieben, die zugänglich sind, damit die Fenster vom Innenraum aus gereinigt werden können. An der Nordseite bildet dieser Zugang gleichzeitig eine Sitznische. In der ursprünglichen Planung betont der durchgehende und sichtbar belassene, der Wandkrümmung folgende Heizkörper den perspektivischen Effekt ähnlich einem Fischauge. Das Fenster wirkt durch die Krümmung und einen durch ein Wandrelief angedeuteten Rahmen wie ein Panoramagemälde.

Auch die Ecken des Esszimmers und des darüber liegenden Kinderzimmers können mittels einer besonderen Klapp- und Schiebe-Technik der Fenster gänzlich geöffnet werden. Durch die stützenfreie Ausbildung der Ecke umgibt ein Fensterband den Essbereich, das bei geöffnetem Zustand eine intensive Beziehung zum Außenraum herstellt.

Die beiden großen Fensteröffnungen des Hauses sind somit nicht wie gewöhnlich als zweidimensionale Ausschnitte der Wandfläche ausgebildet, sondern bilden ihrerseits dreidimensionale, nach außen gestülpte Räume. Diese raffinierten architektonischen Lösungen erzeugen zusammen mit der Zusammenschaltbarkeit von Wohn- und Essbereich über eine Schiebetür die Wahrnehmung eines offenen und unbegrenzten Raumes.

Bereits 1946–52 wurde im Zuge eines ersten Umbaus diese Schiebetür entfernt. Der Wechsel der politischen Regime brachte auch einen Wechsel der Bewohner und substanzielle Änderungen am Haus mit sich. Die ersten Bewohner dürften jüdische Industrielle gewesen sein, nach deren Flucht oder Vertreibung das Haus in der kommunistischen Ära kollektiviert und an Ministerialbeamte vergeben wurde – der erste Umbau findet statt. Nach 1989 stand das Haus erneut zum Verkauf. Neben weiteren aufwendigen Änderungen ersetzte man in den 1990er Jahren das Flachdach durch ein Giebeldach. Erst mit einem weiteren Besitzerwechsel vor drei Jahren erfolgte letztes Jahr der Rückbau. Die Architekten Pfemeter, Mészáros und Szóke setzten es sich zum Ziel, das Haus möglichst den ursprünglichen Plänen getreu rückzubauen, gleichzeitig jedoch auch auf den Wunsch der Bauherren einzugehen. So erweiterten sie den Ausgang auf die Dachterrasse um einen Aufenthaltsraum.

Auch andere Gebäude János Beutums wurden umgebaut, abergerissen oder warten noch auf eine Wiederentdeckung. 1991 wurde ebenfalls eines seiner Werke baulichen Veränderungen unterzogen. In das von ihm zusammen mit Pál Rákos 1934 umgebaute und eingerichtete Kaffeehaus Savoy am Budapester Oktogon zog das erste ungarische Fast-Food Restaurant der amerikanischen Kette Burger King ein.

Christina Lenart

Christina Lenart ist Architektin. Als Stipendiatin des österreichischen Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur arbeitete sie in der ARCH+ Redaktion mit. Hier schreibt sie über die Wiederentdeckung des Werkes ihres Großvaters János Beutum.



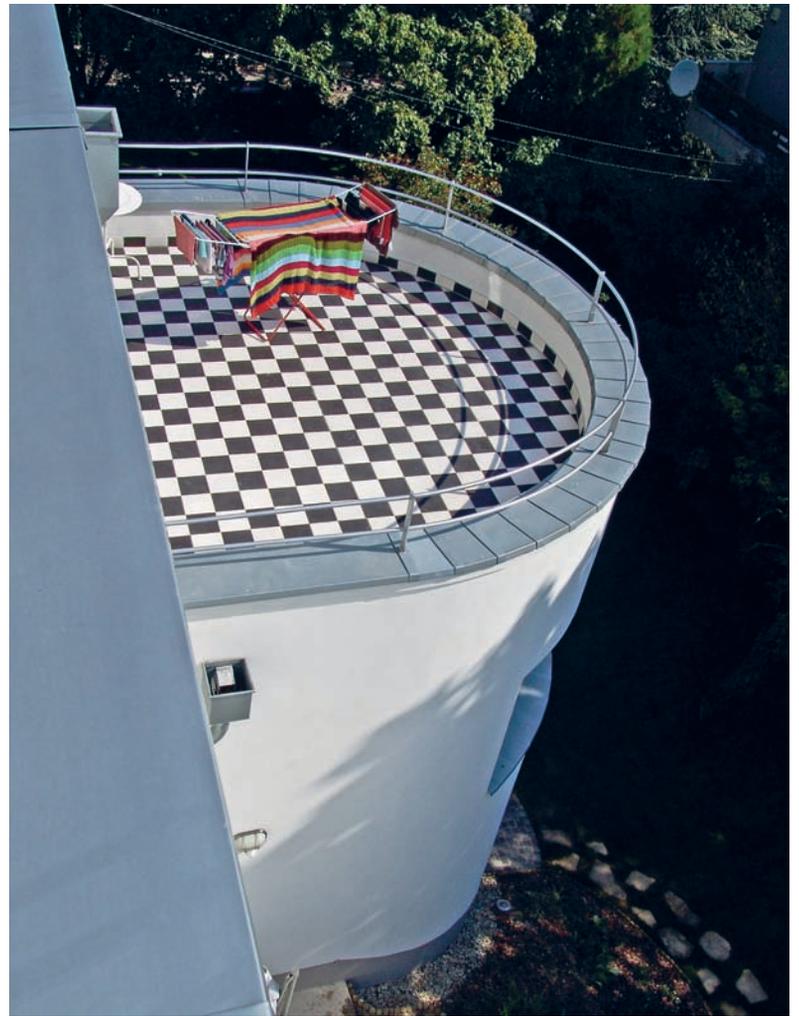
Das Fensterband kann vollständig in der Wand verschwinden.



Die Putztür ist in den Rücksprung für eine Sitznische integriert.



Geschlossenes Rundfenster.



Jedes Stockwerk besitzt eine Terrasse.



Blick durch das Panoramafenster. Farbfotos: Ágoston Szóke

Architektur als Universalwissenschaft



Zum neuen Buch „Die enzyklopädische Architektur. Zur Reformulierung einer Universalwissenschaft“ von Gerd de Bruyn

Den Begriff der „Baukultur“ beschwören Politiker heutzutage mit alles und nichts sagenden Worthülsen immer wieder. So verdient eine Studie besondere Beachtung, die genauer untersucht, was denn die erstrebte kulturelle Ausdeutung und Überhöhung des Bauens ausmacht, und worin etwa die Unterscheidung von Architektur und Bauen besteht. Präzise herausgearbeitet, stellt diese Unterscheidung einen zentralen Gedanken in Gerd de Bruyns neuem Buch „Die enzyklopädische Architektur“ dar. Dass Architektur nicht nur – wie das Bauen – die Aufgabe hat „den Menschen vor Kälte, Nässe, Wind, Hitze, wilden Tieren und der Zudringlichkeit anderer Menschen zu schützen“, sondern darüber hinaus „die Nöte des Menschen und seine Fähigkeiten, ihnen zu widerstehen“ auch interpretieren und thematisieren soll, ist uns zwar geläufig. Aber der enzyklopädische Anspruch der Architektur geht noch weiter. Historisch beruht er auf dem „die Welt erklärenden Modellcharakter“, den die Architektur vor der Moderne hatte, bevor sie zur angewandten Kunst und Wissenschaft verkam, der aber als ihr unverzichtbares Wesensmerkmal beschrieben wird.

„Die implizite These des Buches lautet daher: die Architektur überlebt die Moderne nur, wenn es ihr gelingt (...) den Status einer universellen

Disziplin zurück zu gewinnen, die über die intelligiblen und ästhetischen Vermögen verfügt, die partikularisierten Wissensdisziplinen konzeptuell zu einen.“ Die Forderung nach einer Architektur als Universalwissenschaft, die im Untertitel des Buches zum Ausdruck kommt, orientiert sich weniger an dem heute im Wissenschaftsbetrieb gängigen, reduzierten Wissensbegriff der sogenannten exakten Wissenschaften als vielmehr an einer Vorstellung von Architektur als „Gedankengebäude“, dem eine Synthese von Wissenschaft und Kunst zugrunde liegt.

Das Anliegen des Buchs wirft natürlich die Frage auf, wie die Architektur es denn heute und in Zukunft anstellen soll, sich gegenüber dem bloßen Bauen wieder „als universelle Kunst und Wissenschaft“ zu profilieren. Alle Hoffnung wird auf die Avantgarden gesetzt, die sich in der Geschichte immer wieder gegen die Trennung und Autonomisierung von Kunst und Wissenschaft gewehrt und daraus ihr Architekturverständnis entwickelt haben. In einer Art kulturwissenschaftlichen Erzählung wird der etappenreiche Entwicklungsweg der enzyklopädischen Architektur geschildert, von ihrer ungebrochenen Geltung in der Antike und im Mittelalter, dem Auseinanderdriften der Gattungen, Disziplinen und Sphären in der Renaissance und im Barock, ihrem anschließenden Untergang und ihrem Wiederaufleben in anderer Form in der Romantik und in den Avantgardebewegungen des 20. Jahrhunderts. Dieses Schicksal wird mit offensichtlicher Erzählfreude und reich an schillernden Metaphern ausgebreitet. Aber unter den Protagonisten Boullée, Novalis, Walter Benjamin ist Le Corbusier der späteste, so dass am Schluss die Frage offen bleibt, wie die Geschichte wohl ausgeht.

Es ist ein Stück Architekturtheorie, das sich einmal nicht in die Defensive zurückzieht oder mit Oberflächenreizen abgibt, sondern ganz fundamental zur Sache kommt, indem es eine kühne Begriffsbestimmung von

Architektur vornimmt, die sich nicht an allzu geläufigen Leitgedanken orientiert. Das Buch sollte zumal von all denen gelesen werden, die gegenwärtig daran arbeiten, die Architektur abzuschaffen zugunsten von rein ökonomisch verwertbaren Immobilien oder die sie zu Verpackung und Dekoration mit marktschreierischem Formengetue verkommen lassen. Ihnen kann gar nicht deutlich genug gemacht werden, worin der hier beschriebene genuine Anspruch von Architektur liegt, durch den sie sich vom bloßen Bauen unterscheidet. Die enzyklopädische Architektur fordert uns auf, Klarheit darüber herzustellen, worin wir als Architekten das Architektonische an der Architektur sehen und worin eine spezifisch architektonische Auffassung des Enzyklopädischen liegt. Und wenn wir lesen, dass der Schild des Achilles, die Monadologie, das Allgemeine Brouillon und das Passagenwerk wegen ihres enzyklopädischen Gehalts sämtlich Architektur im weitesten Sinne repräsentieren, werden wir damit erst recht angestachelt, endlich die Frage zu beantworten, was wir unter (enzyklopädischer) Architektur im engeren – oder eigentlichen? – Sinne verstehen wollen.

Der enzyklopädische Anspruch, den die Architektur erheben soll, wird im Buch sehr gut nachvollziehbar. Anhand einer eigenwilligen Moderndefinition wird verständlich, weshalb ihre genuin vormoderne Eigenschaft, grundsätzlich die Welt als Ganze zu repräsentieren, die Architektur – als Fluch oder Auftrag – auch heute noch von allen anderen Disziplinen zu unterscheiden hat. Man wird darüber streiten können, ob andere Kunstgattungen diesen Anspruch seit der Moderne wirklich aufgegeben haben oder ob sie nicht in vielen Fällen weiterhin damit ringen, ebenfalls eine enzyklopädische Aufgabe zu übernehmen. Aber selbst wenn die prinzipielle Unverzichtbarkeit dieser Aufgabe die Architektur wirklich auszeichnet, dürfte das Architektonische der Architektur sich nicht nur darin zeigen, dass sie wesentlich enzyklopädisch ist, sondern wie sie diese Eigenschaft durch spezifisch architektonische Mittel entfaltet.

Gemäß einer verbreiteten kulturwissenschaftlichen Deutung gilt die Zeit, eine Kategorie der Moderne, als paradigmatisch für das Nacheinander und damit für die Ausdifferenzierung und Trennung von Dingen und Sachverhalten. Sie wurde mittlerweile

abgelöst vom Raum, der für die Zusammenschau, die Synthese und das Sowohl-als-auch steht. Der enzyklopädische Anspruch einer synthese des arts würde durch das Raumparadigma heute also begünstigt. Foucault und Latour beispielsweise, die den Raum als ein Ordnungsprinzip der Gleichzeitigkeit, des Überlagerns begreifen, sehen in ihm die Kategorie unserer Gegenwart. Auf die Frage nach den spezifisch architektonischen Mitteln kann jedoch die Antwort nicht einfach Raum heißen oder Verräumlichung, auch nicht architektonischer Raum. Eine konstituierende Differenz, die Architektur von allem anderen unterscheidet, umfasst vielmehr das differenzierte Instrumentarium der räumlichen Artikulation von menschlichem Handeln. Neben der Komplementarität von Abgrenzung und Verbindung, dem Zusammenhang von räumlicher Trennung (Innen, Außen) und ihrer Überwindung, als menschlicher Grunddisposition gehören alle Arten der Strukturierung räumlicher Situationen dazu, soweit sie menschliche Lebensbedingungen bestimmen: Die Beziehungen zwischen Körper, Raum, Zeit, Bewegung, Atmosphäre ... eine Fülle von räumlichen Phänomenen, die von der Architekturtheorie in aller Differenziertheit auf den Begriff zu bringen sind.

Auch wenn in dem vorliegenden Buch nicht direkt davon die Rede ist, drängt es sich auf, das Ganze der Welt von der spezifisch räumlichen Struktur der Architektur her zu begreifen. Ausgehend von der Innen-Außen-Differenz der Architektur gelingt es, die Einheit von Trennung und Verbindung zu denken, die Einheit von Körper und Raum als Matrix aller Figur-Grund-Verhältnisse, die Einheit von Stützen und Lasten als Überwindung der Schwerkraft, die Einheit von Raum und Zeit als Strukturierung von räumlicher Bewegung bis zur Dramaturgie unseres Handelns. Und so weist das Buch den Avantgardisten der Architektur auch die Rolle zu, uns schließlich mit „Phänomenen wie der Raumzeit, Quantensprüngen, gekrümmten Räumen und Hypercubes“ oder noch verwegeneren Gebilden zu konfrontieren.

Alban Janson

Gerd de Bruyn: Die enzyklopädische Architektur. Zur Reformulierung einer Universalwissenschaft
266 Seiten, zahlreiche Abbildungen
Kartiert/broschiert, 26,80 Euro
Transcript Verlag, Bielefeld 2008

Buchtipps

Seit vielen Jahren gibt Manfred Speidel im Gebr. Mann Verlag, Berlin, das schriftstellerische Gesamtwerk Bruno Tauts heraus. Die Auflistung gibt eine Übersicht über die derzeit erhältlichen Titel. Die Frühlicht-Hefte sowie „Der Weltbaumeister“ sind leider vergriffen. Wir empfehlen auch die spannende Lektüre der „Moskauer Briefe 1932–1933“, die von Barbara Kreis herausgegeben wurden.

Bruno Taut
Ex Oriente Lux
Die Wirklichkeit einer Idee. Eine Sammlung von Schriften 1904–1938
 Hrsg. Manfred Speidel; 2007. 263 S. mit 100 Abb., 17 x 24 cm, Klappen-Broschur, € 49,00

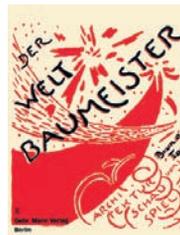
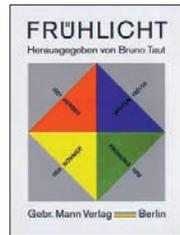
Bruno Taut
Moskauer Briefe 1932–1933
Schönheit, Sachlichkeit und Sozialismus
 Hrsg. Barbara Kreis
 2006. 416 S. mit 168 Abb., 17 x 24 cm, Leinen mit Schutzumschlag, € 69,00

Bruno Taut
Die Stadtkrone
 Mit Beiträgen von Paul Scheerbar, Erich Baron, Adolf Behne
 Mit einem Nachwort zur Neuauflage von Manfred Speidel; 188 S. mit 84 Abb., 1 farb. Faltaf., 17 x 24 cm, Gebunden, € 39,90

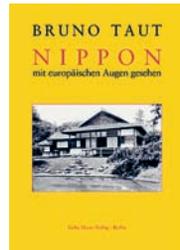
Manfred Speidel/Karl Kegler/
 Peter Ritterbach
Wege zu einer neuen Baukunst
Bruno Taut, Frühlicht
 Konzeptkritik Heft 1–4/1921–22 und Rekonstruktion Heft 5/1922
 120 S. mit 113 Abb., davon 14 farb., 21 x 29,7 cm, Gebunden mit Schutzumschlag, € 49,00

Bruno Taut
Die neue Wohnung
Die Frau als Schöpferin
 Mit einem Nachwort zur Neuauflage von Manfred Speidel; 168 S. mit 93 Abb., 14,8 x 21 cm, Gebunden, € 39,90

Bruno Taut
Nippon mit europäischen Augen gesehen
 Hrsg., mit einem Nachwort und mit Erläuterungen versehen von Manfred Speidel; ca. 216 S. mit ca. 200 Abb., 17 x 24 cm, Klappen-Broschur, ca. € 59,00



Beide Titel vergriffen



Bruno Taut
Das japanische Haus und sein Leben / Houses and People of Japan
 Hrsg. Manfred Speidel; 4. Aufl. 2005.
 382 S. mit 567 Abb., davon 9 farb., 18,7 x 26 cm, Leinen, € 76,00

Bruno Taut
Ich liebe die japanische Kultur
Kleine Schriften über Japan
 Hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Manfred Speidel
 2. Aufl. 2004. 240 S. mit 140 Abb., 17 x 24 cm, Klappen-Broschur, € 48,00

BERLINISCHE GALERIE



Foto: Arwed Messmer aus der Serie: Potsdamer Platz Anno Zero, 1994/95 (Ausschnitt), © Arwed Messmer

18.09.2009 – 31.01.2010

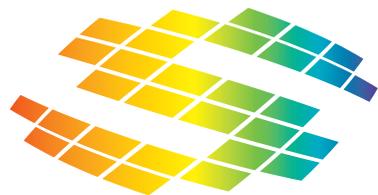
BERLIN
89/09

**KUNST ZWISCHEN
 SPURENSUCHE
 UND UTOPIE**

BERLINISCHE GALERIE
 LANDESMUSEUM FÜR
 MODERNE KUNST, FOTOGRAFIE
 UND ARCHITEKTUR

Alte Jakobstraße 124–128
 10969 Berlin
 Mi – Mo 10–18 Uhr
 www.berlinischegalerie.de

TECHNOLOGIE.
DESIGN.
UMWELT.



Bauhaus.SOLAR

2. Internationaler Kongress
11.–12. November 2009
Messe Erfurt

Anmeldung unter:
www.bauhaus-solar.de

Keynote Speaker

Ingrid BILLE, *Grimshaw Architects, London*

Brian CODY, *TU Graz, Österreich*

Norbert FISCH, *TU Braunschweig*

Winfried HOFFMANN, *EPIA, Brüssel*

Roland KRIPPNER, *Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg*

„Form Follows Energy“

Bauhaus.SOLAR diskutiert über Möglichkeiten und Perspektiven einer solaren Architektur

2. Internationaler Kongress
Bauhaus.SOLAR
11.–12. November 2009, Messe Erfurt

Wie passen Klimaschutz und Baukultur zusammen? Wie sollen Städte und Häuser im Zeitalter der Energiewende aussehen? Diesen und anderen Fragen widmet sich der Kongress Bauhaus.SOLAR, der in diesem Jahr zum zweiten Mal in Thüringens Solarmetropole Erfurt stattfindet.

Ein geschärftes Bewusstsein für nachhaltige Entwicklung könnte Deutschland auch zum Vorreiter klimagerechter Architektur machen. Den dafür erforderlichen Brückenschlag zwischen Tradition und Moderne sowie zwischen Design und Technik haben sich die Veranstalter des zweitägigen Kongresses auf die Fahnen geschrieben. „Die Integration der Solarmodule in die Fassade des Gebäudes ist eine der wichtigsten Aufgaben und eine gestalterische Herausforderung für die gesamte Solarbranche“, betont Hubert Aulich, Chef der Erfurter PV Crystalox Solar und Vorsitzender des Vereins Solarinput, der den Kongress im letzten Jahr ins Leben rief. „Wir brauchen Innovationen, welche die neuen, ressourcenschonenden Technologien mit modernem Design verbinden“, sagt Aulich.

Davon soll auch das Solarvalley Mitteldeutschland profitieren, einem Zusammenschluss von Solarunternehmen und Forschungseinrichtungen aus Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, das sich zu einem der weltweit führenden Netzwerke für Solartechnik entwickelt hat. In Kooperation mit der Bauhaus-Universität Weimar, welche den Kongress wissenschaftlich begleitet, soll eine neue Generation von Architekten, Entwicklern, Planern und Konstrukteuren ausgebildet werden. „Die Bauhaus-Universität Weimar vermittelt ihren Studierenden diese zukunftsweisenden Inhalte zum Beispiel in Form des energiebasierten Entwerfens oder der Anwendung von modernen Simulationswerkzeugen“, erklärt deren Rektor Professor Gerd Zimmermann. Nachdem in der Solarbranche bereits rund 70.000 Beschäftigte arbeiten, sollen so auch im gesamten Baubereich Tausende qualifizierter Arbeitsplätze entstehen. „Wir wollen dafür die Grundlagen schaffen, denn der gestalterisch anspruchsvolle Umgang mit dem Thema

Energie in der Architektur ist eine Aufgabe, der heranwachsende Generationen von Planern gewachsen sein müssen“, so Zimmermann.

In der Immobilienwirtschaft ist man bereits fest davon überzeugt, dass sich auch der „grüne Wert“ von Immobilien verstärkt als Maßstab etablieren wird, denn Investitionen in die Effizienz von Gebäuden amortisieren sich bei steigenden Energiepreisen immer schneller. Gebäude sind deshalb auch aus Renditeaspekten umso attraktiver, je nachhaltiger sie sind. Dass dabei die Bereitschaft von Investoren wächst, Bürogebäude auch mit Solartechnik auszustatten, zeigen viele Beispiele u.a. aus Deutschland, Großbritannien, Italien und der Schweiz, die auf dem Kongress vorgestellt und diskutiert werden.

Neben dem Neubau sind auch Optimierungsmöglichkeiten bei Bestandsimmobilien Thema des 2. Kongresses Bauhaus.SOLAR, denn bislang werden nur zwischen ein und zwei Prozent der Altbauten in Deutschland jedes Jahr energetisch saniert. Mit aktuellen Beispielen, bei denen auch die rechtlichen Rahmenbedingungen und die derzeitigen Fördermöglichkeiten vorgestellt werden, will der Kongress neben den Architekten und Planern auch die Baugesellschaften und Kommunen über die vielfältigen Möglichkeiten der Bestandssanierung informieren.

Wie ganze Stadtteile umweltschonend und mit einer hohen Lebensqualität realisiert werden können, demonstriert Bauhaus.SOLAR anhand von Beispielen aus Stuttgart, Wien, Zürich und Rom. Daneben stehen Stadtquartiere im Mittelpunkt, deren Energiebedarf zum großen Teil aus erneuerbaren Energien gedeckt wird.

Auf einer begleitenden Fachausstellung präsentieren Firmen innovative Baumaterialien und Technologien. Die Bauhaus-Universität Weimar, die in diesem Jahr das 90. Gründungsjubiläum des Staatlichen Bauhauses Weimar feiert, zeigt darüber hinaus im Rahmen des Kongresses Experimentalbauten, in die Solartechnik integriert wurde, wie beispielsweise das Screenhaus.SOLAR.

Weitere Informationen sowie das komplette Tagungsprogramm sind erhältlich unter www.bauhaus-solar.de und www.uni-weimar.de.



ARCH+ kooperiert mit IBA Hamburg



Internationaler Workshop zum Thema „Smart Price“ am 22. Juli 2009 in den Ausstellungsräumen der IBA Hamburg in Hamburg-Wilhelmsburg, Foto: IBA Hamburg GmbH/D&K drost consult

Um architektonische und städtebauliche Innovationen zu erproben und zugleich städtische Entwicklungsprozesse in Gang zu bringen, existiert in Deutschland seit über einhundert Jahren das Instrument der „Internationalen Bauausstellung“ (IBA). Anhand der thematischen Schwerpunktsetzung der vergangenen Bauausstellungen kann man die Akzentverschiebungen und die drängenden Fragen der jeweiligen Zeit ablesen: Die Erprobung neuer Wohnkonzepte stand von Anfang an immer im Mittelpunkt (Beispiel: Weißenhofsiedlung, Stuttgart 1927), hinzu kamen die Fragestellungen des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg (Hansaviertel, Berlin 1957), des Stadtumbaus (IBA-Alt, IBA-Neu, Berlin 1980–1987) sowie der Umgestaltung von Industrielandschaften für eine postindustrielle Gesellschaft (IBA Emscher Park, Ruhrgebiet 1989–1999).

Die IBA Hamburg (2006–2013)

Mit der Durchführung einer Internationalen Bauausstellung reiht sich Hamburg in diese Tradition der Deutschen Bauausstellungen ein. Angesichts der Herausforderungen des demografischen, gesellschaftlichen sowie klimatischen Wandels hat sich die IBA Hamburg folgende Leitthemen gesetzt: Kosmopolis, Metrozonen und Stadt im Klimawandel. In Verbindung mit der zeitgleich stattfindenden Internationalen Gartenschau (IGS) sollen bis 2013 Modellvorhaben für eine kosmopolitische, postindustrielle und ökologische Zukunft Hamburgs umgesetzt werden.

IBA in der IBA

Neben der Implementierung dieser großen Leitlinien des Stadtumbaus wird die IBA mit der so genannten „IBA in der IBA“ auch ein architektonisches Zeichen setzen. Die bestehenden zentrenrelevanten Strukturen sollen dabei zu einer neuen Wilhelmsburger Mitte zusammengeführt werden. Basierend auf dem Masterplan von Jo Coenen & Co Architekten und Agence Ter Landschaftsarchitekten sind insgesamt vier Wettbewerbe für vier unterschiedliche Baufelder ausgeschrieben. Die Leitthemen dafür lauten: „Smart Material Houses“ – Häuser, die intelligente Baustoffe der Zukunft erproben, „Smart Price Houses“ – Häuser, die intelligente Strategien für preiswertes Bauen anwenden, „Water Houses“ – nachhaltige Häuser, die mit und auf dem Wasser bauen und „Hybrid Houses“ – Häuser, die sich den Wünschen der Bewohner anpassen lassen.

Die „IBA in der IBA“ verfolgt dabei das Ziel, zukunftsweisende Lösungen zu erarbeiten, welche die Herausforderungen unserer Zeit in Bezug auf die Nachhaltigkeit des Bauens und Zusammenlebens modellhaft umsetzen und weiterentwickeln. Die ausgewählten Projekte sollen bis 2013 zur Endpräsentation der IBA realisiert werden.

Workshop „Smart Materials“

In Kooperation mit der IBA Hamburg hat ARCH+ im Mai und Juli 2009 zwei internationale Workshops zu den Themen „Smart Materials“ und „Smart Price“ veranstaltet, um die inhaltliche Grundlage für die anschließenden Wettbewerbe zu erarbeiten.

Am Workshop „Smart Materials“ am 28. Mai 2009 nahmen u.a. teil: Michelle Addington, Werner Sobek, James Timberlake, Mark Blaschitz, Mike Schlaich, Hansjürg Leibundgut, Sheila Kennedy, Veit Kugel und Frank Barkow.

Folgende Thesen wurden diskutiert: Smart Materials sind aktive Materialien mit transformativem Charakter, die auf sich verändernde Umwelteinflüsse reagieren. Im intelligenten Zusammenspiel mit Smart

Technologies lässt sich auf der Ebene der vernetzten Gebäudetechnik das Gebäude als ein Zustand im Material- und Energiekreislauf verstehen. Es zeichnet sich ein Paradigmenwechsel hin zu dezentralen Infrastruktursystemen ab. Durch die Einbindung städtischer Aufgaben wie Energieerzeugung, -speicherung oder Wärmerückgewinnung in die Gebäudetechnik wird das Haus zum Akteur in einem großmaßstäblichen Netzwerk. Der Gebäudehülle kommt dabei eine wesentliche Rolle zu, denn sie kontrolliert ein- und austretende Energieströme und Stoffkreisläufe. Mit der Verbreitung von Smart Materials kann die Materialoberfläche selbst zum Aufnahme- und Trägermedium von Licht, Wärme oder Information, also selbst zur Infrastruktur werden.

Die Nutzung von Smart Materials birgt auch ein räumliches Potenzial. Aktive Materialien sind polyfunktional, da sie zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche, oft völlig gegensätzliche Eigenschaften besitzen können. Entsprechend geht es in der Architektur zukünftig weniger darum, was ein Material ist, sondern wann es ist (Sheila Kennedy, Veit Kugel). Damit entsteht ein neues Raumkonzept, das auf dem Prinzip des „re-konfigurierbaren Grundrisses“ basiert (Kennedy, Kugel). Während der „offene Grundriss“ der Moderne die Gleichzeitigkeit verschiedener Nutzungen ermöglichte, bietet der „re-konfigurierbare Grundriss“ die Grundvoraussetzungen für die Koexistenz verschiedener Nutzungen zeitversetzt im gleichen Raum.

Workshop „Smart Price“

Am Workshop „Smart Price“ am 22. Juli 2009 nahmen u.a. teil: Peter Christensen, Jean Philippe Vassal, Matthias Kohler, Jean de Gastines, Richard Horden, Fabian Scheurer, Jörg Leeser, David Adjaye, Peter Grundmann, Christoph Roedig, Philipp Koch und Tom Kaden.

Ziel dieses Wettbewerbs ist die Entwicklung einer innerstädtischen Stadthaustypologie für mittlere und untere Einkommensschichten. Folgende drei Strategien wurden im Laufe des Workshops diskutiert: soziale, fertigungstechnische und räumlich/organisatorische.

Zu den sozialen Strategien zählen Baugruppen, die durch die Umgehung von Investoren und Entwickler, hohes Eigenengagement und Partizipation der Planungsbeteiligten die

Möglichkeit zu kostengünstigem und gleichzeitig nachhaltigem Bauen bieten. Partizipative Strategien sowie ein umfassendes „Community Design“ tragen zur Realisierung wohnungsübergreifender Stadtbausteine bei. Baugruppen werden dadurch zu Akteuren im sozialen Netzwerk der Stadt (vgl. den Text von Günther Uhlig in ARCH+ 176/177).

Fertigungstechnische Strategien setzen auf die Vorteile von Fertigbau, Systembau, Vorfertigung, Automatisierung oder Mass Customization. Durch die CNC-Technologie verändert sich die Bedeutung der architektonischen Zeichnung von der bloßen Repräsentation eines Gebäudes zu einem präzisen Datenset an Instruktionen und Informationen, die den Produktionsprozess steuern. Diese technische Entwicklung führt letztendlich zur Überwindung der seit der Renaissance herrschenden Differenz zwischen Entwerfen und Bauen, wodurch Optimierungspotenziale bei der Energie-, Material- und Kosteneffizienz eröffnet werden.

Auf der räumlichen und organisatorischen Ebene lassen sich zwei Tendenzen hervorheben: Ein Maximum an Raumangebot bei minimaler technischer Ausstattung wird durch die Verwendung preiswerter standardmäßiger Materialien und Systeme erzielt (Low-Tech-Ansatz). Statt technischen Wohnkomforts stehen intelligente architektonische Lösungen und ein Mehr an Raum und Nutzungsoptionen im Vordergrund. Demgegenüber steht der High-Tech-Ansatz, der ein Minimum an Raumverbrauch bei maximaler technischer Ausstattung anstrebt. Die Einsparung wird dabei durch die Verwendung hochwertiger, aber in der Menge reduzierter Materialien und Technologien erzielt. Der minimale Raum wird durch eine äußerst determinierte und effiziente Raumorganisation optimiert.

Die genannten Ansätze sollen in den laufenden Wettbewerbsverfahren erprobt werden. ARCH+ wird diesen Themen im Mai 2010 auch eine Ausgabe widmen. Ferner bereitet die IBA Hamburg derzeit eine Dokumentation der Workshops vor, in die auch die Auswertung durch ARCH+ einfließen. Auf www.archplus.net können Sie eine Auswahl der Beiträge als Videoclips ansehen.

Weitere Informationen
www.iba-hamburg.de
www.archplus.net

Schwellenerfahrung Die Firma Siedle im Porträt

Tagtäglich passieren wir eine Vielzahl von Schwellen, die wir als solche nicht bewusst zur Kenntnis nehmen. Unzählige technische Apparaturen wirken daran mit, diese räumlichen oder virtuellen Übergänge „unterschwellig“ zu regeln. Erst wenn sie nicht ordnungsgemäß funktionieren, nehmen wir Schwellenelemente misstrauisch wahr: eine defekte Tür, ein nicht funktionierender Aufzug, ein vergessenes Passwort. Walter Benjamin stellte bereits in seinem Passagenwerk die fortschreitende Abstrahierung des Schwellenbegriffs fest. So sei die Phase des Einschlafens und des Erwachens vielleicht die letzte Schwellenerfahrung, die wir noch bewusst erleben.

Die Frage wäre, wozu wir Schwellen überhaupt brauchen? Dem Medienphilosoph Vilém Flusser zufolge muss der Mensch beim Überschreiten unterschiedlicher Lebensräume Schwellen passieren, die ihn dazu zwingen, sich zu identifizieren und zu definieren. So gesehen sind Schwellen wichtig für die Herausbildung unserer Identität, die von Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen zugleich geprägt ist. Um zwischen

verschiedenen Lebensräumen wechseln zu können, sind Übergangszonen oder – um es mit Flusser zu sagen – „Löcher in den Wänden“ notwendig. Laut Flusser gleichen die Wände, die unsere Lebenssphären in privat und öffentlich, profan und sakral teilen, inzwischen einem „durchlöcherten Emmentaler Käse“. Denn die Vielzahl und Vielfalt der technischen Aus- und Aufrüstung des Hauses in den letzten 150 Jahren – angefangen bei Wasser- und Stromleitungen über Radio und Fernsehen bis hin zum Telefon und Internet – hat neben den traditionellen Türen und Fenstern weitere materielle und immaterielle „Löcher“ in die Wände geschlagen, ohne die die heutige Netzwerkgesellschaft nicht denkbar wäre.

Dieser Prozess lässt sich anhand der Firmengeschichte von Siedle exemplarisch nachvollziehen: Vom Zulieferbetrieb der Schwarzwälder Uhrenindustrie wandte sich Siedle gegen Ende des 19. Jahrhunderts der Telegrafie und dem Telefon zu, um sich schließlich im 20. Jahrhundert mit der Entwicklung von Tür- und Haussprechanlagen zu etablieren. Heute

umfasst die Produktpalette von Siedle die gesamte Gebäudekommunikation einschließlich Beschilderung, Briefkasten, Sprechanlagen und Zutrittskontrolle. Eine wichtige technische Entwicklung der letzten Zeit war die Anbindung der Türkommunikation und Zutrittskontrolle an IP-Netzwerke. Dadurch wird die Schwelle einerseits omnipräsent, andererseits gleichsam ortlos. Jedoch wird auch in Zukunft nicht alles virtuell sein, wie Gabriele Siedle, Geschäftsführerin des traditionsreichen Familienunternehmens, einwendet: „Siedle hat beim Nachdenken über die Zukunft der Schwelle stets die Balance zwischen dem technischen Fortschritt und dem haptischen Produkt, dem Schwellenelement, im Blick. Denn neben der Tendenz zur Virtualisierung gibt es auch den Trend, zu dem zurückzugehen, was man be-greifen kann, was einem Sicherheit und das Gefühl gibt: My home is my castle.“ In dieser Balance steckt wohl auch das Erfolgsgeheimnis der mittelständischen Firma aus dem Schwarzwald, die in einem global hart umkämpften Markt weiterhin auf ihre schwäbischen Tugenden und lokale Verwurzelung setzt: Innovationsfreude gepaart mit Beständigkeit, wirtschaftlicher Erfolg gepaart mit sozialem Engagement – für die eigene Belegschaft und für den Standort.

Die Firmenchefin, die in einer typischen Männerdomäne bereits etliche Innovationen eingeleitet und mitverantwortet hat, arbeitet daran, das Unternehmen für die Zukunft fit

zu machen: „Unsere Perspektive ist nicht nur die Gegensprechanlage im Bereich der Türschwelle, sondern die Gebäudekommunikation insgesamt.“ Entsprechend liegt der Unternehmensschwerpunkt von Siedle in Zukunft in der Entwicklung einer Passage abgestufter Kontrolle und Zugänglichkeit, die den Übergang von Innen nach Außen nicht mehr als eine eindeutige Grenze begreift, die sich nach bestimmten tektonischen Regeln definiert, sondern als eine Folge von „Räumen“, die weit über die unmittelbare Grenze der Wand hinausgehen und heute auch den virtuellen Datenraum umfassen können. Die zu Beginn des Textes festgestellte Verflüchtigung der Schwelle liegt somit in der weitreichenden Diversifizierung traditioneller Schwellen begründet, die in ein immer feinsmaschigeres Netz technischer Apparate verlagert werden.

Gerade weil sich Schwellen immer mehr entmaterialisieren, gewinnt die Gestaltung des technischen Schwellenapparates eine immer größere Bedeutung, meint Eberhard Meurer, der seit über zwei Jahrzehnten für das Design von Siedle verantwortlich ist und das Erscheinungsbild der Marke geprägt hat: „Unser Design folgt einem ganzheitlichen gestalterischen Ansatz. Das ist für uns ein ganz wichtiges Thema, eine Herausforderung, vor allem im visuellen Bereich.“ Folgerichtig setzt Siedle auf hohe ästhetische Maßstäbe und ein gutes, abgestimmtes Design, dessen Systemarchitektur stilbildend wurde.



Die Schwelle als eine Passage abgestufter Kontrolle und Zugänglichkeit. Das Siedle Kommunikations- und Leitsystem, Grafik: Siedle

Als Eberhard Meurer in den 1980er Jahren das Vario-System erfand, wurde in einem gewaltigen Kraftakt das gesamte Unternehmen darauf ausgerichtet. Das modulare Design des Vario-Systems bedingte eine Systemarchitektur, die flexibel genug ist, um unterschiedlichsten Anforderungen zu genügen. Die Vorzüge des Systems liegen in der freien Kombinierbarkeit der Einzelteile und in der Möglichkeit, Elemente spezifisch für besondere Anforderungen weiterzuentwickeln. „Systemarchitektur gepaart mit modularer Variation – das ist unsere Philosophie“, meint Meurer. „Wir machen Systeme, die alle zusammen passen.“ So wirkte sich die Designentscheidung auch auf die Produktion aus, die im Sinne eines Systembaukastens rationalisiert wurde.

Die Umstellung von vor über 20 Jahren wirkt immer noch nach und ist zu einer der Stärken von Siedle geworden. Um den eigenen hohen Ansprüchen genügen und die Qualität sichern zu können, holt die Firma in Zeiten, in denen andere Firmen weite Teile der Produktion in Billiglohnländern verlagern, soviel Wertschöpfung wie möglich von Zulieferern ins Unternehmen zurück. Hier zeigt sich das Grundprinzip nachhaltigen Wirtschaftens, dem die Firma sich verpflichtet fühlt, von der Unternehmensführung bis zum Design: Eine durchdachte Lösung entwickeln, die jenseits von Moden und Trends Bestand hat.

Der Innovationsfreude von Siedle tut dies aber keinen Abbruch, im Gegenteil. Dies lässt sich besonders gut bei der neuesten Entwicklung nachvollziehen. Das neue Steel-System lässt das modulare Prinzip nur äußerlich hinter sich. Auch wenn die Linie mit Hilfe modernster Laser- und Stanztechnik kundenspezifisch entworfen und hergestellt wird, so steckt doch technisch gesehen das altbewährte Vario-System dahinter. Die Variation, die das Vario-System früher über die freie Kombinierbarkeit der Elemente und der Materialwahl ermöglichte, wird jetzt durch ein kundenindividuelles Design weiterentwickelt. Damit stößt die Firma in den Bereich der Manufaktur und Mass Customization vor, um stärker auf die Wünsche der Kunden eingehen zu können.

Gabriele Siedle sieht das Unternehmen für solche gegenläufigen Strömungen gut gerüstet. Letztendlich sei es den Menschen egal, welche

Technik hinter den Produkten steckt – so lange sie perfekt funktioniere. Dadurch gewinne das Design an Bedeutung und habe eindeutig die Funktion, „ein Gefühl des Komforts und der Sicherheit zu geben. Unsere Strategie war es, einfacher zu werden, unsere Produkte müssen den Endanwender soviel wie möglich von der Technologie entlasten.“ Diese Haltung findet ihren konsequenten Ausdruck in einer einfachen Bedienbarkeit und einem gebrauchsorientierten Design. Darüber hinaus hat sich Siedle auch im Bereich der Smart-Home-Forschung engagiert und an diversen Pilotprojekten beteiligt, bei denen es auch darum geht, den Menschen technologisch zu entlasten. Dies führt zu der Frage, die im Mittelpunkt des ARCH+ Schwellenatlas steht, nämlich welches Menschenbild Schwellen transportieren. Wenn nicht mehr der Mensch die Maschine bedient, sondern die Maschine auf das Handeln des Menschen reagiert, verschiebt sich dem Architekturtheoretiker Laurent Stalder zufolge die Grenze, an der wir eindeutig sagen können, „inwiefern die Maschine vermenschlicht ist und inwiefern der menschliche Körper im Gegenzug technisiert wurde.“

Siedle hat mit der Förderung dieses Diskurses sich den grundlegenden Fragen zur Zukunft der Schwelle, und damit zur Zukunft des eigenen Geschäftsfelds, jenseits der ständigen Fixierung auf Markt, Wettbewerb und technische Machbarkeit gestellt. Darin zeigt sich einmal mehr das nachhaltige Denken des Unternehmens, das die inhaltliche Selbstvergewisserung über das oberflächliche Marketing stellt.

Nikolaus Kuhnert, Anh-Linh Ngo

ARCH+ 191/192 „Schwellenatlas“ stelle die Ergebnisse eines mehrjährigen Forschungsprojekts der Assistenzprofessur für Architekturtheorie am Institut gta der ETH Zürich vor. Die Publikation und das Symposium an der ETH Zürich anlässlich des Erscheinens der ARCH+ Ausgabe wurde von Siedle gefördert.

www.siedle.de

Schwellen, architektonische und andere

Symposium an der ETH Zürich anlässlich des Erscheinens von ARCH+ 191/192 „Schwellenatlas“

Die meterhohe Flügeltür der Sempersaula hätte kaum besser vor Augen führen können, was unter einer „Schwellensituation“ zu verstehen ist: Sie unterbrach die gespannte Stille während der Vorträge jedes Mal mit lautem Krachen, wenn ein Zuhörer verspätet eintraf und dessen Schritte über das Parkett im Anschluss von amüsiert-vorwurfsvollen Blicken begleitet wurden. Am 13. März 2009 wurden auf dem Symposium „Schwellen, architektonische und andere“ an der ETH Zürich jedoch nicht nur die Übergänge zwischen öffentlicher Aufmerksamkeit und privater Intimsphäre diskutiert, sondern diese Momente jeweils ganz konkret an Räumen und Apparaten verortet: sei es anhand von Filmanalysen oder anhand der kulturgeschichtlichen Rezeption von Fahrstühlen, Jalousien oder Körperscannern. Drei Jahre lang hatte das Team der Assistenzprofessur Laurent Stalder (gta) gemeinsam mit Studierenden zu den technischen, kulturellen und anthropologischen Konventionen der Schwelle geforscht. Die Ergebnisse wurden in ARCH+ 191/192 als Schwellenatlas publiziert und auf einem Symposium, das gemeinsam mit Philip Ursprung von der Universität Zürich veranstaltet wurde, zur Debatte gestellt.

Der „Schwellenatlas“ schafft ungewohnte Querbezüge zwischen Architektur, Kultur und Apparat; ein guter Einstieg sind die beiden Interviews mit Christina von Braun und den Architekten Diller Scofidio & Renfro. Die Kulturwissenschaftlerin von Braun stellt das Schwellenmoment als gesellschaftliches Übergangereignis dar, das als Ritual eher zeitlich definiert als räumlich verortet ist. Sie merkt aber zugleich an, dass das Moment sozialer Zugehörigkeit von den intellektuellen Eliten der Moderne zu Beginn des 20. Jahrhunderts genau zu dem Zeitpunkt in Frage gestellt wird, als technische Apparate wie Drehtüren, Telefone und Fahrstühle in die Architektur Einzug hielten. Im Gespräch mit den Architekten wird hingegen eine erstaunliche Unsicherheit in der Definition von medialen und analogen

Schwellen offenkundig. Elisabeth Diller assoziiert mit dem Begriff „Schwelle“ automatisch die postmoderne Suche nach formalen Archetypen und bevorzugt intuitiv Begriffe wie Schnittstelle und Interface, muss aber im Laufe des Gesprächs einräumen, dass ihre Arbeiten eigentlich immer Schwellenräume thematisieren, sei es beim Blur Building in Yverdon-Les Bains (2002) oder beim ICA in Boston (2006).

Bei der Schwelle geht es also fachübergreifend um Apparate, symbolische Ordnungen, technische Schnittstellen, Zeitzonen, Bewusstseinsbildung und Datenübertragung. Wie packt man diese Bandbreite in einen Nachmittag? Der erste Teil des Symposiums war von Filmanalysen bestimmt: Bernhard Siegert sprach über Robert Bressons Pickpocket (1959) und Victor Stoichita über Purple Rose of Cairo von Woody Allen (1985). Im zweiten Teil wurden in zwei Gesprächsrunden jeweils zwei Artefakte einander gegenübergestellt: Fahrstuhl und Jalousie (Andreas Bernard & Bettina Köhler) sowie Bodyscanner und Fenster (Gillian Fuller & Georges Teyssot).

Zunächst lag der Fokus also bei Zeit, Bild und Psyche. So dienten die ausgewählten Szenen von Pickpocket dem Medienwissenschaftler Siegert als Beispiel dafür, dass die Filmhandlung zwar vom Akteur abzuhängen scheint, dieser aber durch Schwellenräume und -requisiten eingerahmt und „behandelt“ wird: Der Taschendieb Michel, der Protagonist des Films, glaubt seine soziale Identität zwischen „Bürger“ und „Verbrecher“ selbst definieren zu können, obwohl er in der Inszenierung von den eigentlichen Akteuren durch den Film gereicht wird, d.h. von Türen, Türrahmen, Klinken und Treppen. Dass Schwellenapparate anthropomorph sind, zeigte Siegert anhand der Szene des ersten Diebstahls von Michel: Das in Zeitlupe aufschnappende Handtaschenschloss und die schlanken Finger des Diebes stehen hier in Übertragung für den sexuellen Übergriff. Siegert führte weiter aus, dass Schwellen die Gesellschaftsordnung symbolisieren und nach einer „digitalen Logik“ immer gleichzeitig einen offenen und geschlossenen

Zustand verkörpern können. An diese Beobachtung schloss Stoichita später an und führte eine neue Definition der Schwelle als Schwachstelle der psychischen Organisation ein. Wird die Grenze zwischen Fiktion und Realität unerlaubt überschritten, schlägt die Situation entweder in Komik oder maßlosen Schreck um: Wenn in Purple Rose of Cairo der Held aus der Leinwand in den Kinosaal steigt, löst er bei den Zuschauerinnen eben nicht nur verliebtes Entzücken, sondern auch hysterische Schreikrämpfe aus.

Nach der Pause wurde die Debatte architektonisch konkreter, etwa in der Diskussion über den Fahrstuhl und die Jalousie. Der Fahrstuhl hob ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur den Raum zwischen den Etagen auf und ermöglichte eine neue Geschossökonomie, sondern verlangte vor allem neue Verhaltensformen. Um die Unheimlichkeit der technischen Neuerung Ende des 19. Jahrhunderts zu verarbeiten, rieten Ärzte den Fahrstuhlfahrern, ihren Kopf an die Fahrstuhlwände zu pressen, damit beim Abbremsen alle Körperregionen gleichmäßig zum Stillstand kämen und man so etwaigen „Fahrstuhlkrankheiten“ vorbeugen könne. Die Jalousie wiederum gilt heute als „Agentin der Moderne“, weil sie den Blickschutz zwischen

Innen und Außen kühl und distanziert zu regulieren vermag, dabei verschattete sie noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts heimelige Interieurs – wie beim Crystal House von Frederick Keck und Leland Atwood in der Ausstellung A Century of Progress in Chicago (1934). Das Freilegen solcher „zivilisatorischen Rindenschichten“ offenbart jedoch mehr als ein Kuriositätenkabinett der Geschichte. Es zeigt, dass die Gegenwart erst greifbar wird, wenn man versteht, wie die Latenzen der Vergangenheit bis heute wirksam sind – wie das leise Unbehagen, wenn sich eine Fahrstuhltür für eine längere Fahrt schließt.

Zwischen den beiden Teilen der Veranstaltung traten aber auch einige interessante Überschneidungen auf. So wollte die Kunsthistorikerin Bettina Köhler die geschlechtsspezifische Zuordnung der Jalousie als Objekt explizit vermeiden und gründete ihre Argumentation auf dem Mechanismus der Jalousie als Grundlage einer individuellen Einstellung. Bernard Siegert und Victor Stoichita erhoben Einspruch und verwiesen genauso explizit auf die Gender-Kodierung des Blickes auf und durch die Jalousie: Sei es die Zerstückelungs-Allegorie des Schattenwurfs bei Sun Rays Paula von Alfred Stieglitz (1889) oder als klassisches Ausstattungselement des Horrorfilms.

Auch die politische Frage von Einschluss und Ausschluss durch Schwellen tauchte vor und nach der Pause auf: Beschrieb Bernhard Siegert das „Stadttor“ etymologisch als jenen Ort, an dem der Pflug kurz angehoben wurde, um die symbolische Linie einer zukünftigen Stadtmauer zu unterbrechen, dann wurde in der Diskussion zwischen Georges Teysot und Gillian Fuller umso deutlicher, dass zeitgenössische Überwachungstechniken die Grenze zwischen öffentlich und privat in den menschlichen Körper verlagern. Die Sicherheitsmassnahmen an internationalen Flughäfen treiben die Aufspaltung des physischen und sozialen Körpers in multiple Identitäten weiter voran – während die globalen Grenzen der politischen Zugehörigkeit dieser Körper immer unerbittlicher gezogen werden.

Anne Kockelkorn

„Schwellen, architektonische und andere“:
Symposium des Instituts für die Geschichte der ETH
Zürich und des Kunsthistorischen
Instituts der Universität Zürich mit
der Zeitschrift ARCH+
13. März 2009, Semperaula, ETH-
Hauptgebäude, 14:00–19:15

*Schwellenatlas, ARCH+ 191/192,
Redaktionsgruppe: Laurent Stalder,
Elke Beyer, Kim Förster, Anke
Hagemann mit Nikolaus Kuhnert
und Anh-Linh Ngo (2009)*

*Die Autorin war von 2006 bis 2009
Redakteurin des Zeitungsteils der
ARCH+ und ist nun Mitarbeiterin
am Lehrstuhl Laurent Stalder.*

Der schöne Gebrauch



*Beschlag in Tauts Waldsiedlung
Onkel Toms Hütte*

Bis heute gilt die hohe Wohnqualität von Bruno Tauts Siedlungen den Architekten als Vorbild. Ob Gartenstadt Falkenberg, Hufeisensiedlung oder Schillerpark – immer wieder aufs Neue gelang ihm ein kunstvolles Verhältnis von plastischem Bauvolumen und nutzbarer Freifläche. Was Taut unter dem Motto „Der schöne Gebrauch“ verstand, zeigt sich nicht nur in den alltagstauglichen Lebensräumen und den sorgfältig komponierten Baukörpern, sondern auch in den Details: Taut setzte in vielen seiner Wohnbauten handgerechte Kliniken und Fenstergriffe ein, deren unauffällig zweckmäßige Form sie zu einer Art Standard machte. Schon das Deutsche Warenbuch aus dem Jahr 1915, das den Verbrauchern eine Übersicht industrieller Qualitätswaren gewährte, zeigt diese zierliche Klinke, deren griffige Grundform stets leicht variiert bis in die 1930 Jahre produziert wurde.

Auch heute noch können Architekten diese brauchbaren Türklinken und Fenstergriffe in ihren Wohnbauten einsetzen. Vom Frankfurter Architekt Christoph Mäckler für den ostwestfälischen Türklinkenhersteller FSB überarbeitet, entspricht die tradierte Form jetzt auch den aktuellen technischen Standards. Herausgekommen ist dabei das Griffprogramm Titoff, das wahlweise mit flachen sichtbar verschraubten Türschildern oder mit verdeckt befestigten Rundrosetten kombiniert werden kann. Lieferbar ist dieses Griffprogramm in den Materialien Aluminium, Edelstahl, Edelstahl spiegelpoliert, Bronze und Messing.

Bettina Rudhof



Bernhard Siegert analysiert den Film „Pickpocket“ von Robert Bresson (1959). Foto: Heji Shin, Copyright: Siedle

"Der Mensch ist das Tier,
das mit den Händen staunen kann."

Peter Sloterdijk für FSB



FSB Modell 1106 in Messing



FSB Modell 1106 in Bronze



FSB Modell 7643 in Aluminium



FSB Modell 1135 in Edelstahl



FSB Modell 1135 in Aluminium



FSB Modell 1135 in Messing



FSB Modell 7206 in Bronze



FSB Modell 0652 in Aluminium



FSB Modell 7643 25 in Aluminium



FSB Modell 3736 in AluGrau®



FSB Modell 3736 in Messing



FSB Modell 3736 70 in Aluminium